

Predigt im Universitätsgottesdienst in der Peterskirche zu Heidelberg am 18. März 2007 (Sonntag Lätare)

(Liturgie: Dr. Sibylle Rolf / Predigt: Jens-Oliver Müller)

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus.
Amen.

Der Predigttext zum heutigen Sonntag steht im Evangelium nach Johannes im sechsten Kapitel, die Verse 47 bis 51. Christus spricht:

(47) Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer glaubt, der hat das ewige Leben.
(48) Ich bin das Brot des Lebens.
(49) Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben.
(50) Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, damit, wer davon isst, nicht sterbe.
(51) Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit. Und dieses Brot ist mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt.

Herr, segne unser Sagen, unser Hören und unser Tun Deines Wortes. Amen.

Liebe Gemeinde;

„Brote und Boote“ – so ließe sich das sechste Kapitel des Johannesevangeliums, dem unserer Predigttext entnommen ist, auch überschreiben. Schon im ersten Vers von immerhin einundsiebzig des Kapitels wird erzählt, wie Jesus im Boot das dort so bezeichnete „Galiläische Meer“, den See Genesareth also, überquert; kaum angekommen, fragt Jünger Philippus nach Brot – hieraus nun entwickelt sich die Erzählung vom Mehrungswunder der Speisung der Fünftausend: Jesus im Boot, Jesus mehrt Brot.

Bei der Rückreise der Jünger im Boot über den See am Abend des „Brotvermehrungstages“ nun kommt ein Unwetter auf; Jesus nähert sich dem Boot auf dem See und beruhigt seine Jünger – auf die Speisung der 5000 folgt die Seewandelerzählung, die Hans Thoma als Thema für sein Gemälde hier in der Peterskirche diente (hier allerdings in der Version des Matthäusevangeliums mit dem „sinkenden Petrus“): Jünger in Not, Jesus am Boot.

Die übrigen zwei Drittel des Kapitels füllt nun die große Brotrede: einen Tag nach der Brotvermehrung und dem Seewandel herrscht im Volk einige Irritation, auf welcher Seite des Sees Jesus und seine Jünger denn nun seien. Nach einigen weiteren Bootsfahrten wird Jesus schließlich gefunden und hat für das ihm hinterherlaufende Volk gleich einen schroffen Kommentar parat: „Ihr sucht mich nicht, weil ihr Zeichen gesehen habt, sondern weil ihr von dem Brot gegessen habt und satt geworden seid.“¹ Offenbar schätzt Jesus das Volk realistisch genug ein um zu wissen, dass ihm das Event eines großen Picknicks mit ausreichender Nahrungsmittelversorgung wichtiger ist als die geistliche Bedeutung der Brotvermehrung – erst kommt das... *Essen*, dann die *Moral*, und die *Moral von der Geschichte* ist dann, satt und müde, schließlich gar nicht mehr so bedeutsam.

¹ Joh 6,26.

Gegen diese Meinung des ihm zuhörenden Volkes entfaltet Jesus nun bilderreich den Gedanken vom „Brot des Lebens“. Unter Anknüpfung an die Tradition des „Manna vom Himmel“ zur Zeit der Wüstenwanderung Israels betont Jesus, dass es nicht Moses, sondern Gott selbst war, der dieses Brot gab. Auf die Bitte des Volkes hin, doch allzeit solch Leben spendendes Brot zu erhalten, spricht Jesus den kühnen Spitzensatz: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“² „Brote und Bote“, diesmal nur mit einem „o“, ließe sich wohl die gesamte Brotrede überschreiben: Jesus bringt nicht als Bote eine Botschaft, Jesus selbst *ist* die Botschaft. Und schneller und schneller werden alle Hörer der Rede wie auch die Leser des Textes nun im versweisen Stakkato mit den großen theologischen Begriffen des Johannesevangeliums konfrontiert: „Wille des Vaters“, „Auferweckung am Jüngsten Tage“, „an Jesus glauben“, „ewiges Leben haben“, bis hin zum drastischen Diktum Jesu, das in einem anderen Jahr Teil des Predigttextes für den Lätare-Sonntag ist: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“³ Da mag es nach Genuss dieses nicht leicht bekömmlichen theologischen Konzentrates in einem wort- und wiederholungsreichen Kapitel nicht verwundern, dass nicht wenige der Jünger abschließend sagen: „Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?“⁴

Das ist ein harter Text – wer kann ihn verstehen? Brennglasartig konzentrieren sich in unserem Predigtabschnitt noch einmal die Motive der gesamten Brotrede: Glaube, ewiges Leben, Brot des Lebens, Manna, Brot vom Himmel, lebendiges Brot; schließlich Brot als Fleisch, gegeben für das Leben der Welt.

Zwei Wege, liebe Gemeinde, mögen uns helfen, das harte Brot des Textes genießbar zu machen – wenn auch hoffentlich nicht so einzuweichen, dass es gänzlich den Geschmack verliert: einer als Annäherung über die zentralen Begriffe des Abschnitts, ja des Lätare-Sonntags überhaupt, und ein zweiter über ein dialogisches Verständnis unseres Predigttextes.

Große Worte des Johannesevangeliums, große Begriffe des christlichen Glaubens. Merkwürdig: Diese sind hier kombiniert mit dem alltäglichen, schlichten und dennoch so bedeutsamen Grundnahrungsmittel – mit „unserem täglichen Brot“, um das ja auch im Vaterunser gebetet wird. Brot hat es so an sich, dass es seine Wirkung und seinen Sinn, unser Hungergefühl zu stillen, nur entfalten kann, wenn es *gegessen* wird – wenn es also *erfahren* wird, mit Nase, Mund und Zunge. Man kann gewiss viel über Brot erzählen und hören – von zahlreichen Sorten, ihren Farben und ihrem je eigenen Geschmack; ja vielleicht könnten wir, wenn wir uns ein Stück Brot nur ganz intensiv vorstellten, sogar seinen Duft riechen und sein Aroma schmecken – doch spätestens das Knurren des eigenen Magens weckte uns aus dieser Gedankenreise auf: Wirkung entfaltet nur Brot *selber*, nicht der *Gedanke* an Brot. Mit einigen der gewichtigen Begriffe, die uns die Brotrede zu bedenken aufgibt, mag es sich ähnlich verhalten: was denn „Glaube“ etwa meint, lässt sich am ehesten *erfahren* – im Vollzug erkunden, anstatt ausschließlich durch Über-Denken und Nach-Denken. „Glauben und Verstehen“ wird zum „Schmecken und Verstehen“.

So wirkt nun der erste Vers unseres Abschnitts wie eine Überschrift: „Wer glaubt, der hat das ewige Leben.“ Der hat’s schon, der muss nicht mehr darauf warten, dass das Leben, sei es ewig oder zeitlich, beginnt, um irgendwann doch bekümmert festzustellen: das war bisher gar nicht die Generalprobe, sondern schon Teil der Aufführung! „Ewiges Leben“ meint im Johannesevangelium nichts anderes als die Erfahrung der Nähe Gottes; eine Erfahrung, die Trost im Leben und im Sterben gibt. „Ewiges Leben“ – hier nicht zeitliche *Länge*, sondern *Breite*; Erfüllung, Fülle, nicht nur Anfüllung. Und diese Erfahrung und Erfüllung scheint offenbar über „Glauben“ möglich zu sein, lässt uns dieser Vers wissen.

² Joh 6,35.

³ Joh 6,56; die Vv. 55-56 sind Predigttext der dritten Perikopenreihe.

⁴ Joh 6,60.

Was dies indes genau meint, wird nach diesem geistig und geistlich so gesättigten Satz im folgenden Vers deutlicher, der das Stichwort „Leben“ aufnimmt und es mit dem viel anschaulicheren „Brot“ verbindet – mit dem Brot, das wie der Glaube erfahren werden will. Doch diese Anschaulichkeit, diese Deutlichkeit bei der Vorstellung von „Brot“ wird schon gleich wieder ein Stück zurückgenommen, wenn wir uns die ungewöhnliche Kombination „Brot des Lebens“ und noch mehr die Erweiterung zu dem ersten „Ich bin“-Wort des Johannesevangeliums verdeutlichen: „Ich bin das Brot des Lebens“. Die ersten Hörer dieses Textes oder die ersten Leserinnen sollten wir uns nicht minder überrascht vorstellen, wenn plötzlich einer von sich behauptet: „Ich bin das Brot“. – „Entschuldigung, warum sollten Sie ein Brot sein? Seit wann halten Sie sich für Brot?“ – Das Ich-bin-Wort als Pointe, die aufhorchen lässt.

Noch pointierter und steiler wird diese Aussage, wenn wir sie gerade nicht als Metapher zu verstehen suchen – nicht ein „*Ich bin wie das Brot*“, sondern wirklich ein „*Ich bin das Brot*“! Doch mag hierin gerade ein Schlüssel zu diesem Vers liegen: Offenbar ist bei der Konstruktion unseres täglichen Brotes etwas schief gelaufen – sollte die „Idee des Brotes“ doch eigentlich zum Leben helfen, zum Leben in der Breite, zum ewigen Leben, so gibt es dennoch weiterhin das Sterben, sei es das eine große am Lebensende, seien es die vielen kleineren Sterben mitten im Leben. *Lebens*-Hunger stillt Brot eben doch nicht, weder unser täglich' Brot noch das Manna zur Zeit der Wüstenwanderung Israels, welches in dieser Hinsicht nicht besser, aber auch nicht schlechter war – damit verbietet sich ein antijüdisches Missverstehen dieses Verses, allzumal am Lätare-Sonntag, der uns in der Psalm-Antiphon ja gerade gemahnt: „Freuet euch *mit* Jerusalem!“. Zu dem Leben in Breite und Fülle verhelfen eben nicht Manna oder andere Brotsorten – es muss schon „lebendiges Brot“ sein, Brot, dass „vom Himmel gekommen“ ist, teilen uns die nächsten Verse mit.

So weit, so gut, liebe Gemeinde – aber was ist denn nun dieses Brot? Die Antwort „Christus“ wird an dieser Stelle kaum befriedigen, provoziert das Ich-bin-Wort doch gerade die Frage, was denn inhaltlich damit gemeint sei. So wird auch bei der Frage nach dem Brot die Frage vom *Was* zur Frage nach dem *Wie*: nicht *was* ist das Brot, sondern *wie* ist das Brot! (Und immer mögen wir auf einer zweiten Tonspur im Hintergrund mithören: nicht *was* ist das Christusgeschehen, sondern *wie* ist Christus!)

Als solch eine Eigenschaft des Brotes gilt nun seine *Lebendigkeit* – mit dieser Lebendigkeit von Grundnahrungsmitteln hatten wir es schon zwei Kapitel zuvor im Johannesevangelium zu tun: „lebendiges Wasser, das in das ewige Leben quillt“ wird dort der Samaritanerin am Jakobsbrunnen verheißen.⁵ Mit dem Blick auf die Hebräische Sprache und in die Hebräische Bibel scheint die so lyrische Rede vom „lebendigen Wasser“ dann aber nahezu entmythisiert: „Lebendiges Wasser“ bedeutet dort schlicht „fließendes Wasser“ im Unterschied zu stehenden Gewässern⁶; also Bewegung, Dynamik im Unterschied zur Statik. Mag dies ein Schlüssel dazu sein, was „lebendiges Brot“ bedeutet? Zumindest passt in dieses Schlüsselloch auch die Dynamik, wenn wir beim „Herabkommen vom Himmel“ nicht den Akzent auf den „Himmel“, sondern auf das „Herabkommen“ legen: im griechischen Grundtext ist dies sprachlich nicht als eine einmaliges, vergangenes Ereignis, sondern als gegenwärtiges und ständiges Geschehen ausgedrückt. „Brot des Lebens“ – nicht als Brot *zum* Leben, sondern als Brot *wie* das Leben: ebenso dynamisch und facettenreich, so tiefgründig und manchmal auch abgründig.

Christus als lebendiges Brot, der Glaube als dynamisches Geschehen, als Lebensbewegung – dies mögen wir so verinnerlichen, wie wir auch Brot im wahren Wortsinne verinnerlichen, indem wir es essen. So gewinnt der eigentümliche Gedanke des letzten Verses vom „Brot als Fleisch“ Gestalt: Auch wenn hier die Rede von dem „Wort, das Fleisch ward“ aus dem großen Hymnus

⁵ Joh 4,10f.14.

⁶ Z.B. Gen 26,19; Lev 14,5.20.

im ersten Kapitel des Johannesevangeliums in Hintergrund stehen mag, so stehen doch im semitischen Denken Brot und Fleisch schon sprachlich viel näher beieinander, als wir es im Deutschen gewohnt sind: das hebräische *lächäm*, Brot, entspricht dem arabischen *lachm* – dort aber heißt es „Fleisch“! Offenbar ist hier die Idee des Grundnahrungsmittels bedeutsam, das je nach Lebensweise und örtlicher Gegebenheit eben einmal Brot, ein andermal Fleisch war. Gleich, ob sich Christus als „Brot“ oder „Fleisch“ bezeichnet: verbindend ist der Gedanke, Grundnahrung zu sein, uns der und das zu sein, was Leben ermöglicht, was Leben bereichert, was Leben vollendet. Diese lebendige Wahrheit mag uns auf einem lebendigen Weg des Glaubens mit seinem Abwegen und Umwegen in Fleisch und Blut übergehen.

Auf eine Deutung, die unser Predigttext in seiner Geschichte erfahren hat und die nach seinem Bildmaterial vielleicht am nächsten liegen mag, soll am Ende dieses ersten Zugangsweges indes nur noch kurz eingegangen werden: die Deutung im Rahmen der Abendmahlstheologie. Auch diese erhält einen besonderen Akzent: Wenn und noch einmal der Kontext der Brotrede und dort besonders die Erzählung vom Seewandel deutlich wird, so kann man sagen: Christus lässt sich nicht *ins Boot nehmen*, aber er lässt sich *im Brot nehmen*. Wir können Gottes Wirklichkeit in Christus nicht schlicht auf unsere Seite ziehen und in Bootgemeinschaft mit ihr zu unseren eigenwilligen Zielen segeln – sehr wohl aber lässt sie sich erfahren, wenn wir nur unsere Sinne, unseren Geschmack dafür schärfen. Gewiss nicht *nur* in der Brotgemeinschaft am Abendmahlstisch, aber *auch* dort. Gemahnt uns doch die Jahreslosung, dass das „Neue“ schon längst „aufwächst“ – wir erkennen’s eben nur so oft nicht.

Ein anderer Blick: Auf dem zweiten Weg zu unserem Text mögen wir über die mannigfachen Wiederholungen von Themen und einzelnen Formulierungen in der Brotrede stolpern. Diese Stolpersteine aber lassen sich ins Rollen bringen und werden so zu Bällen: zu Spielbällen zweier Dialogpartner! Jenseits der literarkritischen Aufteilung der Doppelungen auf verschiedene Autoren- und Redaktoren Hände einerseits und der ebenso basalen wie banalen Erkenntnis, dass Redundanzen eben das Verstehen fördern andererseits, lässt sich unser Text wie ein Zwiegespräch hören – verschiedene Stimmen, wie auch Brot aus verschiedenen Zutaten zusammengesetzt ist; Stimmen eines „Erzählers“ und eines „Einsagers“, wie sie der Abdruck des Predigttextes auf dem Liedblatt graphisch darzustellen versucht:

Erzähler: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer glaubt, der hat das ewige Leben.“

Einsager: „**Ich** bin das Brot des Lebens!“

Erzähler: „Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, damit, wer davon isst, nicht sterbe.“

Einsager: „**Ich** bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist!“

Erzähler: „Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit.“

Einsager: „Und dieses Brot ist **mein** Fleisch, das **ich** geben werde für das Leben der Welt!“

Lieber Erzähler, ließe sich sagen, an Dir beeindruckt mich Deine Zurückhaltung. Nicht sagst Du „wer *an mich* glaubt“, wie sonst so oft im Johannesevangelium; Du bleibst vorsichtig bei „wer glaubt“ und liegst damit auf derjenigen Erzähllinie der Brotrede, welche die vorschnelle Vereinnahmung des Glaubens vermeidet. Du singst nicht zu schnell Dein Glaubenslied, nicht zu laut, zu grell. Du erzählst stattdessen von Erfahrungen des Glaubens, von Erfahrungen früherer

Generationen auf dem Weg, auf dem Weg durch die Wüste. Du weist von Dir weg, wie der riesige Finger des Johannes auf dem Retabel des Isenheimer Altars, Du weist auf ein *Dieses*, das nicht *Du* bist. Dir mag man sich nahe fühlen, wenn der Glaube auch zu einem *Diesem* geworden ist, das nicht mehr ganz in meinem *Ich* ist, wenn mein Glaube etwas ist, das ich mir gerade aus einer Distanz heraus betrachte – vielleicht aus selbstgewählter kreativer Distanz, vielleicht aber auch aus einer destruktiven Distanz, in die ich ungefragt hineingeworfen wurde, eine Distanz, die meinen Glauben mir selbst entfremdet hat.

Doch wird mir, lieber Erzähler, Deine wohlthuende Vorsicht manchmal zu unkonkret, wenn ich von der Distanz wieder zurück in die Nähe möchte – denn ein Tag in Gottes Vorhöfen ist besser als sonst tausend, wie es im heutigen Psalmgebet heißt.

Dann bedarf ich Deiner, lieber Einsager: Du beginnst zwei Deiner Sätze ganz selbstbewusst mit „ich“. Bei Dir gibt's keinen Zweifel, was es mit dem Brot auf sich hat: *Du* bist es, *Dein* Fleisch ist's, und das Ziel ist klar vor Augen: Hingabe für das Leben der Welt. Auf Deine Gewissheit lässt sich in aller Irritation schauen.

Und doch bist Du mir manchmal etwas zu schnell. Anstatt ein Stück des Weges mit mir zu gehen, präsentierst Du Dich schon am Ziel, ja als Ziel – „*ich* bin's“, „*ich* bin's“, „*mein Fleisch*“; Deine Deutlichkeit kann einem den Atem nehmen. Da steht mir plötzlich wieder der zurückhaltende Erzähler näher.

Erzähler und Einsager – zwei Stimmen in der einen Brotrede Jesu. Können wir sie für innere Stimmen Jesu halten, für zwei Diskutanten in seinem „inneren Team“, die um eine schlüssige Aussage der Brotrede kämpfen? Denn der Evangelist Johannes spricht zwölf Kapitel später in seiner Passionserzählung im Unterschied zu den drei anderen Evangelisten gerade nicht von Jesu Gebet zum Vater, doch den Kelch an ihm vorübergehen zu lassen – vielleicht können wir dafür in diesem Kapitel, das mit solcher Passionsrhetorik von Abendmahl und Selbstopfer Christi durchdrungen ist, etwas von dem spüren, was zwar keine innere Unstimmigkeit, aber doch eine innere Abstimmung sein mag?

Oder sind es zwei „Teamstimmen“ eines jeden Christenmenschen, dem sich erschlossen hat, dass Glaube wesensgemäß eben keine *Sicherheit* ist, bei der ich den Glauben als „Sache“ sicher in der Hand habe, sondern *Gewissheit*, bei der ich mich ganz in die Hand Gottes *begebe*, und dass die Irritation, die so oft einem Idealbild von Glauben im Weg zu stehen scheint, wesensgemäß zum Glauben dazugehört?

Ebenso wie die Brotrede erzählt, dass sich Christus entzieht, wenn die Volksmenge ihn fassen will oder die Jünger ihn zu sich ins Boot ziehen wollen, so wenig lässt sich Glaube statisch verstehen, festmachen, fest-nageln. „Fester Glaube“ ist daher der Glaube, der gewiss ist, auch mit allem Zweifel vor Gott treten zu dürfen.

Hier, liebe Gemeinde, wird auch der Lätare-Sonntag, den wir heute begehen, zum Sinnbild für diesen Glauben: inmitten der vorösterlichen Fastenzeit, der Bußzeit als Vorbereitung auf Leiden und Sterben Christi, feiern wir ein Fest der gedämpften Freude in Vorahnung der Osterfreude. Noch voller Unsicherheit und Undeutlichkeit bleibt unser Herz gefangen in Gestrüpp und Dorn, wie wir gesungen haben, noch scheint uns Christi Gegenwart oft so verborgen wie das Weizenkorn in der Erde. Doch das Ostergeschehen, das Fruchtbringen des Weizenkorns, wirft schon seine Schatten oder vielmehr seine Strahlen voraus. Unser Weg des Glaubens ist so der Weg zwischen Passion, Lätare und Ostern – mal dem einen dieser Orte näher, mal dem anderen. Doch an allen diesen Orten dürfen wir uns durch und in Christi Gegenwart gehalten wissen. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.